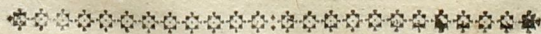
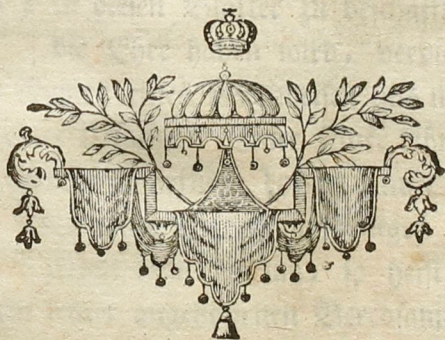


Zsch F XVI. 10^a Okt
(1-6)

T. XVI. 10. a



Tischreden (3)
des
Weltweisen
zu
Sans = Souci.



1761.

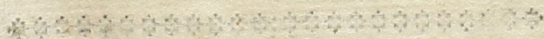
Zehnter

896

Wissenschaften

116

Band - 2



1761





Vorrede.

Derjenige, mit dem meine Feder sich in diesen Blätter zu beschäftigen die Ehre haben wird, verdienet den Namen eines Weltweisen aus mehr als einer Ursache. Einer seiner Ahnen, der ehrliche Churfürst Johan mußte sich den Beynamen Cicero aufdringen lassen. Fragt man warum, so heist es, wegen seiner angebohrnen Beredsamkeit. Ich habe aber kein ander Beispiel von dieser Beredsamkeit in der Geschichte antreffen können, als daß er einmal mit einem ziemlich starken Corps d' Armee



drey freitige Könige zu einem Vergleich
beredete. Eine solche Beredsamkeit war
in der That werth, daß man ihm deswe-
gen den Namen Cicero beylegte.

Es ist wahr, der Weltweise zu Sans-
Souci hat seinen Herren Gegnern bis-
her solche Schlüsse in Ferio vorgelegt,
daß sie noch immer nicht recht wissen, ob
sie sich den Majorem oder Minorem be-
weisen lassen wollen. Diese seine bisher
noch unüberwindliche Logik würde allein
schon hinlänglich seyn, den Namen eines
Philosophen zu rechtfertigen, den man
ihm geben könnte und bereits schon gege-
ben hat. Demohnerachtet getraue ich
mich, zu beweisen, daß er ihn auch in
derjenigen Bedeutung verdienet, in wel-
cher man ihn gemeiniglich zu nehmen
pfllegt; nur bitte ich mir dabey aus, daß
man sich unter dem Namen eines Philo-
sophen

sophen kein solches hieroglyphisches Ge-
spenst vorstelle, welches mit einer langen
buchsbäumernen Perrüque, einer grossen
Halskrause und einem armsdicken Stabe,
wie die theure Zeit auf den Gassen her-
umschleicht, und mit niemand ausser mit
sich selbst zufrieden ist. Ein solcher Phi-
losoph ist der Weltweise zu Sans-Souci
freilich nicht, und Dank sey es dem
Schicksal, daß er es nicht ist!

Salomo, der weise Salomo sagte,
nachdem er von allem gekostet hatte: Es
ist eitel! es ist alles eitel! Dies sagte
er mitten unter dreyhundert Weibern und
siebenhundert Kebsweibern. Salomo
war ein Philosoph; aber bey dem allert
hatte er doch kein Dorf erobert, noch ein
einiges Hufarenscharmüsel gewonnen.
Der Weltweise zu Sanssouci hat auch
mehr als einmal gesungen: Es ist eitel!

Es ist alles eitel! Dies sang er, nachdem er ganze Staaten erobert, so viele Schlachten gewonnen hatte und sich ringsumher von mächtigen Feinden umringt sahe, die er noch alle zu schlagen willens war. Wer ist wohl von beyden der größte Philosoph?

Ohne meine Leser in der Entscheidung dieser Frage vorzugreifen, wil ich nur noch sagen, daß es mich wirklich recht sehr wundert, warum man nicht schon lange Tischreden von ihm herausgegeben hat. Seine Feinde sowohl als die Buchhändler haben sich seiner Lande, seiner Gedichte und seines Namens bisher überaus gut zu Nuze zu machen gewust; und bey dem allen ist noch niemand auf den Einfal gerathen, durch eine Ausgabe seiner scharfsinnigen Aussprüche und Urtheile einen christlichen Profit zu erwischen und die müß

müßige Welt zugleich um einige Stunden zu bringen, die ihr bey den jetzigen Kriegszeiten ohnehin lang genug werden. Diese Nachlässigkeit ist unverantwortlich. Die Tischreden des Philosophen zu Sanssouci verdienen, meiner Meinung nach, wohl eben so gut gesamlet zu werden, als die Tischreden des Socrat, des Alphonsi und Luthers.

Um indessen den Herrn Schriftstellern und Verlegern zu zeigen, wie ein solches Werkgen ohngefehr eingerichtet werden könnte, so wil ich ihnen hier eine kleine Probe davon liefern. Ich bin eine geraume Zeitlang in der Schule dieses Philosophen gewesen, und ich schmeichle mir an den bisher erfochtenen Siegen keinen geringen Antheil zu haben. Wenigstens wäre die Schlacht bey Torgau ohne mich gewis nicht gewonnen worden. Ich war

aber bey dieser letztern ziemlich hitzigen Disputation so unglücklich, daß einer unsrer Opponenten mir einen so ungezogenen Syllogismum entgegen setzte, der mir ein lahmes Bein zuwege brachte. Weil ich nun in der Schule dieses grossen Dialectikers nichts mehr Nütze bin, so habe ich mich zur Ruhe begeben, und meine einige Beschäftigung ist nunmehr, seine witzigen Einfälle und scharffsinnigen Denksprüche meiner Seele wieder vorzupredigen, die ich bisher wenigstens durch die dritte Hand zu hören Gelegenheit gehabt. Diese wenigen Bogen sind eine Probe davon.

Weil es aber jeko Krieg ist, und ich mir habe sagen lassen, daß die Herren Kunst-richter und Wortklauber eben so wenig friedfertig denken, als die grossen Herren und Soldaten; so muß ich mich, ehe ich
mei-

meinen Kram auslege, vorher noch eines Umstands wegen in Sicherheit setzen. Dieser Umstand ist der Titel Tischreden, den man um Gottes willen nicht nach dem Buchstaben nehmen muß, als wenn sie gerade alle bey der Tafel dieses Weltweisen zur Welt geboren worden. In Luthers Tischreden kommen Gespräche vor, die der ehrliche Mann mit dem Teufel auf dem Abtrit geführet hat; und dennoch hat der Herausgeber derselben kein Bedenken getragen, ihnen den Namen der Tischreden benzulegen. Man wird hier keine Gespräche auf dem Abtrit antreffen; aber um so viel eher hoffe ich, wird man mich dieses Titels wegen unangefochten lassen.

Wenn diese Probe gut aufgenommen wird, so wird mich solches vielleicht aufmuntern, der Welt nicht nur mit einem Paar Folianten von dieser Art ein Com-

pliment zu machen, sondern auch die Tisch-
reden anderer Generalen zu samlen, die
nunmehr seit fünf Jahren wider uns zu
fechten die Ehre gehabt haben. Ich
kan meine Leser zum voraus versich-
ern, daß sie ungemein artig und er-
haultich zu lesen seyn werden. B...
1761.



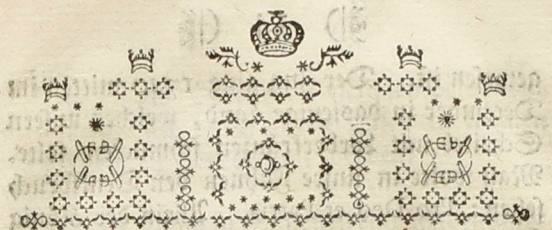
Tisch

Tischreden
des
Weltweisen
zu
Sans = Souci



Handwritten text in a Gothic script, likely a title or heading, possibly including the name 'L. M. ...' and a date or reference '1522'.





Die mir in der Schule dieses Weltwei-
sen die Ordnung beynabe zur andern
Natur geworden ist: so wird man mir auch
nicht übel nehmen, wenn ich in diesem Werk-
gen die Zeitfolge zum Grunde lege, um nicht
das hundertste in das tausendste zu mischen.
Ich fange daher mit demjenigen Kriege an,
der gleich nach der angetretenen Regierung
dieses Weltweisen der Welt zeigte, was für
Meisterstücke sie einmal von ihm zu erwarten
haben würde. Ob dieser Krieg gerecht war,
oder nicht, das gehet mich nichts an, gehö-
ret auch in keine Sammlung von Tischreden.
Genug, sobald der König in Preussen be-
schlossen hatte, zur Ausführung seiner Rechte
auf Schlessien die Waffen zu ergreifen, so wur-
den auch die Anstalten dazu mit einer solchen
Geschwindigkeit gemacht, die alle Vorstellun-
gen übertraf und uns schon so oft vortheilhaft
gewe-

gewesen ist. Der Zug ging 1740 mitten im December in dasjenige Land, welches unsern Scheitel mit Lorberkränzen schmücken sollte. Man wolte in unsre Fahnen den Denkspruch setzen: Pro Deo et Patria. Allein der König strich Pro Deo weg, und sagte: „man müsse „den Namen Gottes nicht so in die Streitigkeit „ten der Menschen mischen. Der Krieg betreffe „eine Provinz, nicht aber die Religion.“ Das Regiment Garde bekam bey dieser Gelegenheit statt der Fahne einen massiven römischen Adler von Silber, der auf einem vergoldeten Stabe getragen wurde. Dieser Adler setzte die Preussen in die Nothwendigkeit, unüberwindlich zu seyn. Um aber auch in andern Stücken den alten Römern zu gleichen, hielt der König eine Arede an seine Generale und Officers, die so lautete:

„Meine Herren!

„Ich betrachte euch nicht als meine Unterthanen, sondern als meine Freunde. Die brandenburgischen Truppen haben sich jederzeit durch ihre Tapferkeit hervorgethan und bey verschiedenen Gelegenheiten Proben ihres Muths abgelegt. Ich werde bey allen Unternehmungen mit euch gegen seyn. Ihr werdet vor meinen Augen sechten, und ich will mehr wie ein Vater

ter, als Oberherr diejenigen belohnen,
welche sich durch ihren Eifer in meinen
Diensten hervorthun werden.

Als der König in Schlessien einrückte, glaubte die ganze Welt, er wäre schon mit Frankreich einstimmig, aber die ganze Welt betrog sich. Der König gestand nachmals selbst, daß er viel gewagt habe; allein er sahe zum voraus, daß Frankreich eine so schöne Gelegenheit, das Haus Oesterreich zu schwächen, nicht aus den Händen lassen würde. Indessen mußten die französischen Ministers anfänglich nicht, wie sie mit dem Könige dran waren. Der französische Gesandte zu Berlin, der Marquis von Beauveau, gab seine Bewunderung über die kriegerischen Bewegungen der Preussen zu verstehen, und fragte, ob sie wider Oesterreich oder Frankreich gerichtet wären. Er bekam weiter nichts zur Antwort, als: Je vais, je crois, jouer votre jeu; si les as me viennent nous partagerons. Ich werde, wie ich glaube, euer Spiel spielen. Wenn ich die As bekomme, so wollen wir theilen. Dies war der ganze Anfang einer damahls noch ziemlich weit entfernten Unterhandlung zwischen den Höfen zu Versailles und Berlin,

Die

Die Unternehmungen hatten inzwis-
 chen in Schlessen ihren Anfang, und in wenig
 Monathen war diese ganze Provinz in preus-
 sischen Händen. Hierauf erfolgte 1741 den
 10ten April die Schlacht bey Mollwitz, wo
 die preussischen Trouppen sich mit ihren ersten
 Lorbern schmückten. Der König legte hier die
 deutlichsten Proben seiner persönlichen Herz-
 haftigkeit ab. Er war jederzeit in dem grö-
 ßten Feuer gegenwärtig und rufte dem rech-
 ten Flügel, der anfänglich weichen wolte, zu
 mehrern Mahlen zu! Ihr Brüder! Preuss-
 sens Ehre! Eures Königes Leben! Die-
 ses hatte die gehofte Wirkung. Preussens
 Ehre und seines Königes Leben wurden an
 diesem Tage des Blurvergießens gerochen.
 Der König befand sich anfänglich bey der Ar-
 tillerie, auf welche die Oesterreicher ihre mei-
 sten und größten Kanonen gerichtet hatten, um
 solche unbrauchbar zu machen. Als einmal
 ein paar Kugeln ihm so nahe kamen, daß er
 ganz mit Roth besprizet wurde, sagte er mit
 dem ihm so eigenen kalten Blute zu einem
 Officier von der Artillerie; renvoyez ces bou-
 lets aux ennemis; je ne veux rien avoir à eux.
 Schicket diese Kugeln wieder zum Fein-
 de zurück. Ich mag nichts mit ihnen zu
 thun haben.

Nach

Nach dieser Schlacht gaben sich die Sees
 mächte alle nur ersinliche Hülfe, den Frieden
 zwischen den Höfen zu Wien und Berlin wie-
 der herzustellen. König Friedrich war selbst
 nicht ungeneigt dazu, er wolte aber Nieder-
 schlesien behalten, und dazu wolte sich die Kö-
 nigin von Ungarn durchaus nicht verstehen.
 Diese unglückliche Königin musste sogar aus
 Wien flüchtig werden, und in Presburg Si-
 cherheit suchen. Sie erklärte aber vor ihrer
 Abreise ausdrücklich, daß sie lieber das äuf-
 serste über sich ergehen lassen, als in die Ab-
 tretung des geringsten Stück's von Schlesien
 willigen wolte. Diese Standhaftigkeit wur-
 de von der ganzen Welt bewundert. Selbst
 König Friedrich sagte davon gegen einen Mi-
 nister, der seiner Vertraulichkeit gewürdiget
 wurde: " Ich sehe mit Bedauern die Unbe-
 weglichkeit der Königin von Ungarn, und
 die Neigung ihres Ministerii. Aber ich
 schmeichle mir, daß man meine Meinung
 für gerecht halten werde. Meine Gerech-
 tsame sind dergestalt erwiesen, daß auch die
 zuvor am meisten dawider eingenommenen
 Personen sie gegenwärtig nicht in Zweifel zie-
 hen können. Ich habe nichts vergessen, um
 den Vergleich zu erleichtern. Ich habe mei-
 ne Anforderungen sehr gemässigt. Ich ha-
 be gar in einer Inaction bleiben wollen, da
 B²⁰ ich

„Ich doch mit Vorthail hätte agiren können.
 „Ich glaube also nicht, daß man mir mit
 „Recht die Schuld der üblen Folgen geben
 „werde.“

Je unvermeidlicher der Untergang der Kö-
 nigin von Ungarn zu seyn schien, desto meh-
 rern Muth bezeigte sie in den allergrößten Wi-
 derwärtigkeiten. Sie flohe aus Wien nach
 Presburg; hier versammelte sie die vier Stän-
 de, nahm ihren ältesten Prinz, der fast noch
 in der Wiege war, auf den Armen, und re-
 dete die Ungarn folgendergestalt an: „Ver-
 lassen von meinen Freunden, verfolgt von
 „meinen Feinden, angegriffen von meinen
 „nächsten Verwandten, habe ich keine andere
 „Zuflucht als zu eurer Treue, zu eurem Muth
 „und zu meiner Standhaftigkeit. In eure
 „Hände werfe ich die Tochter und den Sohn
 „eurer Könige, die von euch ihre Wohlfarth
 „erwarten.“ Alle versammelten Ungarn ge-
 riethen hierüber in Wuth, zogen ihren Sä-
 bel und schrien: Moriamur pro Rege nostro
 Maria Theresia. Man muß wissen, daß sie
 ihrer Königin jederzeit den Titel eines Königs
 beylegen. Alle Anwesende vergossen Thrä-
 nen, und die Königin allein hielt sie aus
 Standhaftigkeit zurück. Kurz vorher hatte
 sie an die Herzogin von Lothringen geschrie-
 ben:

ben: "ich weiß noch nicht, ob mir eine Stadt
 "übrig bleiben wird, meine Wochen daselbst
 "zu halten."

Weil nun alle Hofnung zu einem Vergleich
 verschwand, so ließ sich der König inzwischen
 zu Breslau huldigen. Der 3te August war
 dazu angesetzt, und der Text, worüber ge-
 prediget werden solte, war aus 1 Timoth.
 Kap. 2. v. 1. und 2. genommen. Ich kam
 nicht umhin, bey dieser Gelegenheit einen
 merkwürdigen Umstand mit anzuführen; ob
 er gleich in keine Sammlung von Tischreden zu
 gehören scheinen möchte. In den breslaui-
 schen Zeitungen nemlich, waren diese Texte be-
 kannt gemacht. Es war aber durch einen
 Druckfehler das Punctum zwischen den bey-
 den Ziffern 1 und 2 aus der angezogenen
 Stelle des Briefes an Timotheum weggelas-
 sen, und folglich der 12te Vers daraus ge-
 macht worden, welcher so lautet: Einem
 Weibe gestatte ich nicht, daß sie lehre,
 auch nicht, daß sie des Mannes Herr sey,
 sondern stille sey. Dis machte anfänglich
 ein grosses Aufsehen, bis man es in den fol-
 genden Zeitungen verbesserte. Diese Zeitun-
 gen wurden damals in der Druckerrey der Jes-
 uiten gedruckt, die auch die Correctur davon
 besorgten.

Hierauf erfolgte 1742 den 12ten May die Schlacht bey Chotusitz und Czaslau, nach welchem der König die Franzosen im Stiche lies, und den breslauer Frieden mit der Königin einging. Frankreich hat über die sogenannte Untreue des Königs damals, und noch nach der Zeit, so viel geschryen, und die wahren Umstände dieser Begebenheit sind bisher noch so wenig bekant worden, daß ich nicht umhin kan, solche etwas umständlicher zu erzählen; zumal da solche um mehr als einer Ursache willen in eine Sammlung von Tischreden gehören.

Der König, der, als er von dem Prinz Carl angegriffen wurde, sich nicht stark genug zu seyn glaubte, der ganzen österreichischen Armee Widerstand zu leisten, drung einmal über das andere in die nicht weit davon stehenden französischen Generale, sich mit ihm zu vereinigen, und ihm zu Hülfe zu kommen. Aber umsonst; die Marschälle von Broglio und Bellisle sahen es sehr gleichgültig an, wie der König mit der ganzen österreichischen Armee im Gefechte war. Dis ist ausgemacht und kan nicht in Zweifel gezogen werden. Hierzu kam noch ein Umstand, der nicht weniger gewiß ist. Ein vornehmer österreichischer Officier wurde in dieser Schlacht tödtlich verwundet,

wundet, und von den Preussen gefangen. Der König besuchte ihn, und tröstete ihn auf das gnädigste und menschenfreundlichste. Der Officier wurde dadurch gerührt, und sagte zu dem Könige: "Sire, warum kan ich Denen-
 "selben meine Erkentlichkeit nicht an den Tag
 "legen, für die Aufmerksamkeit, die Erw.
 "Majestät für mich bezeugen! Ich wolte ru-
 "hig sterben, wenn ich Sie nur vorher über-
 "zeugen könnte, mit was für Allirten Sie zu
 "thun haben. Ja, Sire, sie suchen nichts,
 "als nur Erw. Majestät zu betrügen." Der
 König wolte solches durchaus nicht glauben,
 aber der Officier fuhr fort: "Wenn es Erw.
 "Majestät erlauben wollen, so will ich einen
 "Courier nach Wien schicken, und ich hoffe,
 "die Königin werde sich nicht weigern, mir
 "einen aufgefundenen Brief anzuvertrauen,
 "den sie in Händen hat, und der ein Beweis
 "desjenigen ist, was ich Erw. Majestät ver-
 "sichere; indem darin dem Marschall von
 "Broglie ausdrücklich verboten wird, Ihnen
 "zu Hülfe zu kommen, oder Sie in irgend
 "einer Sache zu unterstützen." Der König
 war solches zufrieden; der Courier gieng ab,
 und brachte den Brief im Original mit, der
 Friedrich 2 die Augen völlig öffnete, und
 verursachte, daß er sich von dieser Zeit an nicht
 mehr auf Frankreich verlies.

Als daher die Schlacht bey Czaslau vorgefallen war, und die französischen Marschälle glaubten, daß sich der König seinen Sieg recht zu Nuße machen würde, geschah gerade das Gegentheil. Friedrich blieb in seinem Lager unbeweglich, und als Prinz Carl hierauf auf die Franzosen losgieng, und dicht neben dem preußischen Lager vorbehen mußte, ließ man ihn ruhig ziehen, ohne die geringste Bewegung dagegen zu machen. Dies machte den Broglio aufmerksam, er schrieb an seinen Hof. Man hatte aber in Versailles nicht die geringste Achtung darauf, weil man sich auf die Scharfsinnigkeit des Belleisle zu sehr verließ. Und dieser glaubte nichts weniger, als daß der König im Stande wäre von der französischen Partie abzugehen. Er schrieb an den Cardinal Fleury, der Argwohn des Marschalls von Broglio wäre höchst ungegründet; niemand wäre getreuer gegen Frankreich, als der König von Preussen. Dies Zutrauen war nach dem, was vorher gegangen war, ein wenig stark. Weil aber der König nicht die geringste Bewegung machte, die bedrängten Franzosen in Böhmen zu retten, so verfügte sich der Marschall von Belleisle in eigener Person in das preußische Lager. Man kan sich leicht vorstellen, wie erstaunt er muß geworden seyn, als er

von

von dem Könige die Antwort bekam: Mein Herr Marschall, ich habe alles gerhan, was ich gekont. Der Herr Marschall von Broglio muß nunmehr das übrige thun. Er hat neulich Ursache gefunden, sich der Vereinigung mit mir zu entziehen, und ich habe deren nunmehr meines Theils ganz unvermeidliche, welche nicht gestatten, zu ihm zu stossen. Das Erstaunen des Marschalls wurde noch größer, als er in dem Cabinet des Königs den vorhingedachten aufgefangenen Brief des Cardinals von Fleury liegen sahe. Er erbitterte sich so darüber, daß er bey dem Herausgehen seine Perrüque in der Antichambre auf die Erde warf, sie mit Füßen trat, und dabey sagte: Die verfluchte Mütze (er meynete damit den Purpurhut des Cardinals) muß uns doch immer Unglück bringen!

Hierauf währte es nicht lange, so ward der zwischen Preussen und Oesterreich im Julio geschlossene Friede ruchtbar. Der alte Cardinal von Fleury hatte schon den 25. Junius Nachricht davon erhalten. Er lies sogleich die Staatssecretarios zusammen kommen, die damals der Marquis von Breteuil, Herr Amelot, und der Graf von Maurepas waren. Er ersuchte sie, sich

zum Könige zu verfügen, bey welchem er sich bald darauf selbst einfand, und so zu reden anfing: "Die noch so wohl überlegten Unternehmungen schlagen dennoch öfters durch Zufälle fehl, welche alle menschliche Klugheit nicht vorher sehen kan, und man muß auch die Hand des Allerhöchsten erkennen, welcher nach seinem Willen die Dinge auf der Welt, wie sie geschehen sollen, anordnet." Bey diesem Eingange fiel ihm der allerchristlichste König in die Rede, und sprach: "Ihr habt allem Ansehen nach eine schlimme Zeitung anzubringen; worin besteht sie?" Der Cardinal antwortete: "Sire, es ist der Abtritt des Königs in Preussen." Der König versetzte darauf mit Hestigkeit: "Meine Armeen sind also verlohren. Nein Sire, antwortete der Cardinal, Ew. Majestät können versichert seyn, daß dero kluge Generals, die davon bey Zeiten benachrichtiget worden, für alles gesorgt haben werden, und es sind noch Mittel fürhanden, diesen Streich abzuwenden, der nur in Ansehung der Umstände empfindlich ist. Morgen wollen wir auf Mittel und Wege sinnen, die zu ergreifen sind."

Inzwischen gerieth die französische Armee durch den Abtritt des Königs von Preussen in die

Die allerbetrübtsten Umstände, wovon ich so gleich noch ein paar Anekdoten beybringen will. Hier will ich nur noch anmerken, daß als die Tractaten zwischen dem König und der Königin ihre Wichtigkeit hatten, der König an alle seine Generals im Hauptquartier zu Kuttenberg ein grosses Tractament gab, und bey dem ersten Trunke während der Tafel die Worte sprach: Meine Herren, ich verkündige euch, daß gleichwie ich niemals die Absicht gehabt, die Königin von Ungarn zu unterdrücken, ich den Schluss gefasset, mich mit dieser Prinzessin zu vergleichen, und die Vorschläge anzunehmen, welche sie mir zur Erhaltung meiner gehaltenen Rechte gethan hat. Der König nahm hierauf das Glas und trank es auf die Gesundheit der Königin von Ungarn, und auf die glückliche Versöhnung mit ihr aus, worauf er auch die Gesundheit des Grossherzogs von Toscana und seines Bruders mit den Worten trank: Auf die Gesundheit des tapfern Prinzen Carls! Und damit war der Friede geschlossen.

Um diese Zeit trug sich eine Begebenheit zu, die zu drollig ist, als daß ich sie mit Stillschweigen übergehen könnte. Während der

Zeit, daß die preussischen Truppen in dem Lager zu Kuttenberg die müßigsten Tage von der Welt hatten, wurde ein Officier unter denselben mit heftigen Zahnschmerzen geplaget, daher er in ein benachbartes Städtgen gieng, sich von einem berühmten Wundarzt die schadhafte Zähne ausreißen zu lassen. Der preussische Officier stieg in einem Gasthof ab, und lies den Chirurgen dorthin holen. Bey seiner Ankunft fand er einen französischen Officier in der Stube sitzen, welcher sehr vornehm that, aber durch seine überaus schwarze Wäsche zeigte, daß das Wasser und die Seife in seinem Quartier ziemlich rar seyn müsse. Der preussische Officier kam sehr sauber und reinlich herein getreten. Dies gab dem Franzosen Gelegenheit zur Spötterey, zumal da das Mißtrauen zwischen beyden Armeen bereits ziemlich allgemein geworden war. Der Franzose machte sich mit dem Preussen dem Scheine nach bekannt; sie tranken, weil der Wundarzt eine Zeitlang ausblieb, eine Bouteille Wein mit einander, wobey der Franzose die Gesundheit seines Königes ausbrachte, und dabey eine von seinen alten schmutzigen Manscherten abriß, und zum Fenster hinauswarf. Der Franzose fuhr fort, dem Preussen die Gesundheit seines Marschalls zuzubringen, und machte dabey der andern Manschette eben den-

denſelben Proces. Der Preuſſe mußte Eh-
ren halber nachſolgen. Indeffen dauerte ihm
doch keine Wäſche, und er ſann auf Rache.
Kaum trat der Wundarzt in die Stube, ſo
ſagte nunmehr der preußiſche Officier: Re-
vange, Monsieur! Er brachte hierauf die Ge-
ſundheit ſeines Königs aus, und ſagte dabey:
Zahn aus! ſetzte ſich auch ſogleich hin, und
lies ſich den ſchmerzhaften Zahn ausziehen.
Der Franzoſe machte ein paar entſehliche Au-
gen, als er ſah, daß es ſo hergieng. Es
half aber nichts; der Preuſſe drang auf Re-
vange, und der Franzoſe mußte ſeinen Zahn
hergeben, ob er ihm gleich nicht ſchmerzte.
Gleich darauf brachte ihm der Preuſſe auch
die Geſundheit des Prinzen Leopolds von An-
haltdeſſau, mit eben den erſchrecklichen Wor-
ten: Zahn aus! der ſchadhafte Zahn wurde
herausgeriſſen, und der Franzoſe mußte aller
Complimente ohnerachtet wieder einen geſun-
den dagegen hergeben. Zu ſeinem Glücke
kam er dieſmal mit zwey Zähnen davon, weil
dem Preuſſen nicht mehr als zwey ſchmerzhaft
waren.

Die franzöſiſche Armee ſah inzwischen alle
Wetter des Unglücks über ſich zuſammen
ſchlagen. Der größte Theil derſelben hatte
Böhmen räumen müſſen, bis auf ein Corps,
mit

mit welchem sich der Marschall von Broglie in Prag warf, wo er eine der allerbeschwerlichsten Belagerungen ausstehen musste, die wohl nur jemals eine Besatzung ausgehalten hat. Als der König von Frankreich die Nachricht von der ungemein bedenklichen Stellung des Marschalls erhielt, fieng er überlaut an zu lachen und sagte: "Wir wollen doch sehen, wie der Marschall von Broglie diesen Streich auspariren wird." Er parirte ihn nach Beschaffenheit der Umstände vortreflich aus. Der König von Preussen lies sich bey dieser Gelegenheit gegen den Herrn von Voltaire verlauten: Si le Maréchal de Broglie se tire de ce pas-là, il merite bien une Ode de votre façon. Wenn sich der Marschall von Broglie hier herauswickelt, so verdienet er schon eine Ode von eurer Arbeit.

König Friedrich sahe inzwischen gelassen zu, wie die übrigen im Krieg begriffenen Mächte alle Abwechselungen des Glücks erfuhren. Er hatte das beste Theil erwählet. Er hatte Schlesien bekommen und Frieden gemacht. Weil indessen die Bedrückungen, die Kaiser Carl 7 von seinen Feinden erdulden musste, auf das höchste stiegen, so konte der König den Unglücksfällen dieses Monarchens

thens nicht länger gleichgültig zusehen. Der König gieng mit einer starken Armee nach Böhmen, und nunmehr bekam alles eine ganz andere Gestalt. Als die Königin von Ungarn von diesem Einfal Nachricht erhielt, sagte sie: "Gott weis mein Recht, er wird mich wohl beschützen, wie er bisher gethan hat." Ein bekanter General lies sich zu gleicher Zeit gegen die Königin verlauten: "Wir können bey dormaligen Umständen freylich dem Könige in Preussen nicht verwehren, daß er sich des Königreichs Böhmen bemeistere. Wie lange er es aber behalten wird, das ist eine andere Frage." Es scheint, als wenn diese Prophezeiung damals so ziemlich eingetroffen. Die Eroberung von Prag war das erste, wodurch der König diesen Feldzug bekant machte, aber diese Stadt wurde auch so bald wieder verloren, als sie war eingenommen worden. Hierauf folgte 1745 den 4. Junii der berühmte Sieg bey Hohenfriedberg. Wenig Tage vor der Schlacht schickte der allerchristlichste König den Ritter de la Tour an den preussischen Monarchen, ihm die Nachricht von dem Siege bey Fontenoy zu überbringen. Nachdem er sich seines aufgetragenen Geschäftes entlediget hatte, bat er ihn, ihm zu erlauben, daß er noch eine Zeitlang bey seiner Armee bleiben möchte. Sie wol-

wollen also sehen, antwortete der König, wer Schlesiën behalten wird? Nein, Sire! erwiederte der Herr de la Tour, ich will nur ein Zeuge von demjenigen seyn, was Ew. Majestät thun werden, Derd Feinde zu züchtigen und ihre Unterthanen zu vertheidigen.

Auf den Sieg bey Hohenfriedberg folgte der Sieg bey Sor den 30. September, und im November die Niederlage der Sachsen bey Grosbennersdorf. Bey diesem letztern Vorfall muß man den Sachsen den Ruhm widerfahren lassen, daß sie mit vielem Muth und Entschlossenheit gefochten. Ein Beweis davon sind die eignen Worte des Königs, der in einer Relation von dieser Begebenheit ihnen das lob gab: Die Sachsen haben mit so vieler Tapferkeit gefochten, daß, wenn ihre treulosen Allirten ihnen beygestanden hätten, der Sieg noch zweifelhaft gewesen seyn würde. Er zielte hiermit auf die Oesterreicher, die nicht weit davon standen, aber unbeweglich wie die Bildsäulen blieben, und nicht die geringste Bewegung machten, auffer daß sie hernach nach Böhmen flohen, welches sie mit einer solchen Geschwindigkeit thaten, als wenn sie Flügel hätten. Der König schrieb nach dieser

ser Begebenheit folgenden laconischen Brief an den Fürsten von Anhalt: J'ai frapé mon coup en Luface. Frapez le votre à Leipfic, et je compte de vous revoir à Dresde. Ich habe meinen Streich in der Lausitz ausgeführt. Vollführt den eurigen in Leipzig, so hoffe ich euch in Dresden wieder zu sehen. Kaum hatte der Fürst den Brief erhalten, so machte er alle Anstalten, die sächsischen um Leipzig stehenden Truppen zu vertreiben. Er versagte sie von hier, und bahnete sich den Weg zu der berühmten Schlacht bey Kesselsdorf.

Nach diesem blutigen Treffen hielt der König als Sieger, aber als ein bescheidener Sieger, seinen Einzug in Dresden. Hier bezog er den Pallast des Fürsten Lubomirsky, begegnete den Prinzessinnen und Dames mit vieler Leutseligkeit, und legte den sächsischen Truppen vieles Lob bey. Er wandte sich hierauf zu den Dames. Ich sehe wohl, sagte er, daß, so sehr sie sich auch stellen, mich gern zu sehen, sie mich doch noch lieber weit von hier wünschen werden. Meine Abreise hängt von dem Könige in Polen ab; ich bin nach Sachsen gekommen, den Frieden zu erbitten, und man hat Krieg führen müssen. Ich wünsche

sche weiter nichts, als ihn zu endigen, weil ich überzeugt bin, daß das Schicksal der Waffen nur die Dauer eines Tages hat, ich aber weit entfernt bin, zu glauben, daß mein Glück dauerhaft seyn werde. Indessen wird man doch den Unterschied sehen, der zwischen meinen und den feindlichen Truppen ist; und ob ich gleich versichert bin, daß, wenn man in meine Staaten gekommen wäre, man alles mit Feuer und Schwert verheeret haben würde: so werde ich dennoch den geringsten Exceß, den meine Truppen hier begehen solten, auf das härteste bestrafen lassen. Die Gräfin von Walsdorf wolte die Parthey der sächsischen Truppen nehmen. Ich glaube wohl, Madame! unterbrach sie der König, daß an den Orten, wo sich der Herr Graf von Rutowsky befunden haben würde, dergleichen nicht vorgefallen wäre. Die Höflichkeit und edle Denkungsart dieses Generals ist mir zu gut bekant, als daß ich dergleichen Argwohn auf seine Kosten schöpfen solte. Würde er aber wohl, Madame! Herr über die Alanen, Bosniaken und österreichische Truppen gewesen seyn? Urtheilen sie davon aus ihrer Aufführung in Baiern, Schlesien und Sachsen selbst

selbst, welches sie doch zu beschützen gekommen waren. Die Gräfin wußte nichts hierauf zu antworten. Die Ausschweifungen der Armee des Grüne und des Prinzen Carls waren noch in zu frischem Andenken, als daß man sie so bald hätte vergessen können. Der hierauf erfolgte Friede machte allen diesen Bedrückungen ein Ende.

Schon vorher hatte das bisherige Misverständnis, welches zwischen den Höfen zu London und Berlin bisher geherrscht hatte, angefangen, sich in eine glückliche Harmonie zu verwandeln. Da inzwischen die Regierungsart beyder Völker himmelweit unterschieden ist, so ist es kein Wunder, daß auch ihre Denkungsart voneinander in vielen Stücken abweicht. Wenig Jahre vor dem Ausbruch des gegenwärtigen Kriegs kam einer von denjenigen stolzen Engländern, die man *Old Britons* nennet, auf seinen Reisen nach Berlin, und machte dem Könige seine Aufwartung, der sich ein paar Minuten mit ihm unterredete. Der Monarch tadelte in dieser Unterredung die britannischen Gesetze, die die Unterthanen berechtigen, die Waffen wider ihren Oberhern zu ergreifen. Der Britte suchte die Verfassung seines Vaterlandes zu rechtfertigen. O, versetzte der König, wenn ich

C

ich König von England wäre, so wolte ich nur in einem Jahre : : Aber Sire, unterbrach ihn der Engländer mit vieler Freymüthigkeit, bey ihrer Denkungsart würden Sie nicht einen Tag König von England bleiben.

Ich übergehe die Zeit, da König Friedrich von 1746 bis 1756 seine Unterthanen als ein Vater und Weltweiser in Frieden regierete, und zu Sans-Souci, diesem wirklich königlichen Lustschlosse, welches er sich nach seiner eigenen Erfindung bauen lassen, und es 1748 bezog, in den Armen der Ruhe sich mit den Wissenschaften vergnügte, die von den Königen nur zu oft verachtet werden. Die zehn Jahre des Friedens und der Glückseligkeit sind für eine vollständigere Sammlung von Tischreden aufbehalten. Ich will mich nur zu demjenigen Krieg verfügen, der die Völker Europens noch jetzt drücket, und worin König Friedrich die ihm eigenthümliche Standhaftigkeit und Gleichgültigkeit seiner Seele bey mehr als einer Gelegenheit blicken lassen.

Das erste, was in diesem Kriege vorgieng war der Einfall der preussischen Troupen in Sachsen und die Uebernehmung der ganzen sächsischen Armee. Die ganze Welt weis, unter was für Umständen solches geschah. Als

die eingeschlossenen Sachsen in ihrem Lager
 auf das äußerste gebracht waren, hielten die
 Generals in demselben einen Kriegs Rath über
 den andern; aber es kam immer nichts anders
 heraus, als man müsse sich ergeben. Das Resultat
 des zweyten Kriegs Rathes überbrachte der
 Generalmajor von Gersdorf in Gegenwart
 des Königs von Polen dem Premierminister
 von Brühl, von welchem es hierauf verlesen
 wurde. Der König brach im wählenden Les-
 sen zu verschiedenen Malen in die Worte
 aus: "Mein Gott, weran denken sie? Wol-
 len sie denn meine Armee aufopfern, ohne
 einen einzigen Schuss zu wagen? Die Ge-
 nerals werden grosse Ehre davon haben,
 Solten sie nicht denken, daß sie ihren guten
 Namen dadurch verlieren? Ist es wohl
 erlaubt, sich also aufzuführen? Und warum
 wollen sie nicht meinen Befehlen gehorsam
 men? Fehlt es ihnen vielleicht an Muth zu
 sechten?" Der General antwortete darauf:
 "Keinesweges, allergnädigster Herr, allein
 die Folgen davon wären gewesen, daß so vie-
 le brave Leute ihr Leben eingebüßet hätten,
 ohne Ew. Majestät den geringsten Vortheil
 dadurch zu verschaffen." "Was habe ich
 davon, versetzte der König, wenn sie sich
 samt der ganzen Armee zu Kriegsgefangenen
 ergeben? Es hätte uns mehr Ehre gebracht,
 wenn

Wenn zwei Drittheile auf dem Platze geblieben wären." Der General Gersdorf fuhr fort dieselben Entschuldigungen zu machen, und wendete unter andern den Mangel an Kriegsmunition vor, wodurch Se. Majestät um so viel mehr aufgebracht wurden, weil man sie immer versichert hatte, daß noch so viel Pulver da wäre, daß jeder Soldat 120 Schüsse thun könnte. Allein der General versicherte, daß nicht mehr als 60 Ladungen auf jeden Mann vorhanden wären. Der König antwortete hierauf, daß man seinem Befehl auf solche Art schlecht nachgelebt hätte, und daß bey dem allen 60 Patronen auf jeden Soldaten schon genug wären. Nach geendigter Verlesung erzählte der Generalmajor, daß gleich bey seiner Abreise der General Winterfeldt angelanget sey, um mit dem Feldmarschall Kutowsky die Bedingungen zu verabreden. Mit der äussersten Verwunderung hörte der König diese Nachricht an, und gab endlich dem General Gersdorf Befehl, daß er den übrigen Generals sagen sollte, wie Se. Majestät keinesweges entschlossen wäre, die geringste nachtheilige Bedingung einzugehen, und sie sollten auch keine von ihm erwarten. Er sollte ihnen also nur sagen, daß der König fest darauf bestünde, den Feind anzugreifen; daß er lieber sterben und zugleich mit ihnen

ihnen sein Leben einbüßen, als eine solche Schande überleben wolte. Es sey ganz unerbört, daß eine Armee, ohne einen Schuß zu thun, das Gewehr strecken solte. Das nachfolgende Schicksal dieser Armee hat endlich gewiesen, ob dieser Plan thunlich gewesen wäre oder nicht.

König Friedrich durchwandelte inzwischen die dornigte Laufbahn mit aller ihm eignen Grösse der Seele. Zu Loboschitz und Prag erndeten seine Helden ganze Wälder von Lorbern ein. Aber der letzte Ort war es auch, wo sie einem ihrer würdigsten Helden verloren. Schwerin ris in dieser blutigen Schlacht einem Fähndrich die Fahne aus der Hand, und gieng mit solcher vor seinem Regiment her und munterte sie auf, die Ehre ihres Königs zu rächen. Kaum war er auf diese Art zwölf Schritte gegangen, als ihn ein Cartätschenschuß zu Boden stürzte. Der General Manteufel nahm die Fahne und gab sie dem Fähndrich wieder, der aber auch den Augenblick getödtet wurde. Inzwischen folgte auf Schwerins Tod der Sieg. Der König gieng nach der Schlacht selbst auf den Platz, wo dieser würdige Greis noch in seinem Blute auf dem Bette der Ehren lag. Er betrachtete ihn schweigend, die Thränen stiegen

gen ihm in die Augen, und er brach endlich in die Worte aus: In dir habe ich meinen Vater verlohren?

Nach der unglücklichen Schlacht bey Collin schrieb der königliche Philosoph an den Mizlord Marschall, Gouverneur von Neuschatel: Das Glück hat mir diesen Tag den Rücken zugekehret. Ich hätte mir dies vermuthen sollen. Es ist ein Frauenzimmer, und ich bin nicht galant. Es erkläret sich für die Damen, die mit mir Krieg führen. In Wahrheit, ich mus mehr Infanterie haben. Das Glück mein lieber Lord, flösset oft ein schädliches Zusrauen ein. Dreyundzwanzig Bataillons waren nicht hinlänglich, 60000 Mann aus einem vortheilhaften Posten zu treiben. Ein ander Mal wollen wir unsre Sachen besser machen. Was sagen sie von diesem Bündnis, welches blos auf den Marggrafen von Brandenburg sein Absehen hat. Wie sehr würde der grosse Friedrich Wilhelm erstaunen, wenn er seinen Enkel mit den Russen, Oesterreichern, fast ganz Teutschland und hunderttausend Mann französischer Hülfsstrouppen im Handgemenge sehen solte. Ich weis nicht, ob es mir
eie

eine Schande seyn wird unterzuliegen; aber das weis ich gewis, daß es keine grosse Ehre seyn wird mich zu überwinden. In in einem andern Schreiben, so dieser Monarch nach der Schlacht bey Lissa an die Kaiserin Königin eigenhändig ablies, drückt er sich von diesem ihm unglücklichen Tage folgender Gestalt aus: : und ohne der Schlacht vom 18 Junius, wo mir das Glück zuwider war, würde ich vielleicht Gelegenheit gehabt haben, Ihnen meine Aufwartung zu machen; es kan seyn, daß wider mein Natur Dero Schönheit und G. osmuth den Sieger überwunden, wir aber ein Mittel gefunden hätten, uns zu vergleichen. Das heist die Schicksale seinem Wibe zinsbar machen.

Sich für die bey Collin empfundene Lücke des Glücks wenigstens einigermaßen schadlos zu halten, gieng König Friedrich der vereinigten Reichs- und französischen Armee entgegen, die ihm zu keiner unglücklichen Zeit in den Wurf kommen konnte. Sie empfand bey Rosbach seinen Stab Wehe, und ohnerachtet dieser Sieg der Preussen für jene von ungemein nachtheiligen Folgen war, so war er doch mir zu vielen theils lustigen theils

ernsthafte Austritten verknüpft, als daß ich mich bey solchem nicht ein wenig aufhalten sollte. Als der König bald nach dem Uebergang über die Saale den Tod des tapfern Generals von Winterfeld, und zugleich den schwedischen Einfall in Pommern erfuhr, konte er nicht umhin, in die Worte auszubrechen: Wider die Menge meiner Feinde werde ich schon noch Mittel finden können; aber ich werde wenige Winterfelds wieder an treffen. Der König gieng darauf in Person nach Erfurt, und den 1sten Sept. mit dem Prinzen Heinrich nach Gotha. Er fertigte sofort einen von seinen Officiers mit einem Compliment an den Herzog ab, und ließ Sr. Durchlaucht melden, daß er gern das Vergnügen genießen wolte, mit ihm zu Mittage zu speisen. Dieser Officier traf eben zu der Zeit auf dem Friedenstein ein, als sich der Herzog zur Tafel setzen wolte. Einen Augenblick darauf erschien der König selbst, und sagte, indem er den Herzog umarmte: Ich habe mit Fleiß den Augenblick erwählet, da ich glaubte, daß Ew. Durchlaucht an der Tafel seyn würden, um ohne Umstände empfangen zu werden, und die Mittagsmahlzeit freundschaftlich mit ihnen einzunehmen. So unvermuthet dieser Besuch kam, so groß war die Freude, die er erregte.

regte. König Friedrich bezeugte sich die Mahlzeit über ungemein aufgeräumt, und seine lebhaften und geistreichen Gespräche ließen nichts von den grossen schweren Thaten spüren, die seine Seele nächstens zu verrichten willens war. Nachdem er sich von dem ganzen gothaischen Hofe beurlaubet hatte, gieng er wieder zu seiner Armee zurück. Hierauf erfolgte den 19ten das merkwürdige Scharmükel bey Gotha. Der König mußte hierauf verschiedener Umstände willen wieder bis Torgau zurückgehen, um die Mark zu unterstützen, in welche inzwischen der General Sadick eingedrungen war.

Auf der Durchreise durch Leipzig, welche den 15ten October geschah, gönnete der König den Musen einen sehr günstigen Blick; wovon dessen Unterhaltung mit dem Prof. Gottschedt ein thätiger Beweis ist. Der König ließ den deutschen Dichter an dem jetzt gedachten Tage, Nachmittags um 3 Uhr, zu sich kommen, und unterredete sich mit ihm von vielerley Materien aus den schönen Wissenschaften, der Historie, den Sprachen und Uebersetzungen, und dis dauerte bis um halb 7 Uhr. Als unter andern auch von der Fähigkeit der deutschen Sprache im Ausdrucke sanfter Leidenschaften und zärtlicher Empfindungen

dungen die Rede war, und der Prof. Gottsched die Parthen der Deutschen nahm, so schlug der König im Rousseau eine Ode auf, und versicherte dabey, daß es sehr schwer seyn würde, diese Ode mit gleicher Schönheit und Kürze deutsch zu geben. Der leipziger Professor erbot sich einen Versuch mit einer Strophe zu machen, und der König schlug ihm dazu folgende vor:

Sous un plus heureux auspice
 La Déesse des amours
 Veut, qu' un nouveau sacrifice
 Lui consacre vos beaux jours.
 Deja le buches l' allume,
 L' autel brille, l' encens fume,
 La victime s' embellit,
 L' amour même la consume,
 Le Mystere s' accomplit.

Dem Monarchen das Vorurtheil von der Naubigkeit unsrer Muttersprache zu benehmen, und ihn von ihrer edlen Einfalt und Stärke in dem Ausdruck der schönen Leidenschaften zu überführen, übersetzte der Prof. Gottsched diese Ode folgendergestalt:

Mit ungleich glücklichern Geschieke
 Gebeyt die Göttin zarter Pein
 Ihr deme schönen Augenblicke

Zum

Zum Ofen noch einmal zu weh'n,
 Der Holzstoß hebt an aufzugeh'n.
 Der Altar glänzt, des Weihrauchs Däfte
 Durchdringen schon die weiten Lüfte,
 Das Ofen wird gedoppelt schön.
 Durch Amers Gluth ist es verflögen,
 Und das Geheimnis wird vollzogen.

Ich zweifle sehr, daß der deutsche Apol sei-
 nen Endzweck durch diese Uebersetzung bey dem
 Monarchen werde erreicht haben. Inzwi-
 schen schrieb er ihm doch mit der ihm eigenen
 Leutseligkeit folgende Antwort zurück: Je vous
 remercie de la Strophe de Rousseau. Je m'
 étonne, que vous l'aiez pu rendre en Alle-
 mand. Ich danke ihnen für die Stro-
 phe aus dem Rousseau. Ich erstaune,
 daß sie solche in das deutsche übersetzen
 können. Herr Gottschedt nahm diese
 Schmeichelen für Ernst auf, und that sich in
 den öffentlichen Blättern was rechts darauf
 zu gute. Da er vergaß in einem Schreiben
 an den Herrn Regierungsrath Lichtwehr
 nicht, sorgfältig anzumerken, daß sich der Kö-
 nig bey ihm auch nach seiner Freundin erkun-
 diget habe.

Dem sey nun wie ihm wolle, so verfertig-
 te der König bey dieser Gelegenheit das be-
 kante Gedicht: Le Ciel en dispensant les dons

u. s. f.

u. s. f. und überschickte es dem Prof. Gottschedt Abends um 9 Uhr mit dem Vermelden, daß Se. Majestät des andern Morgens früh um 7 Uhr von Leipzig abgehen würden. Um sich also für die bisher genosne Ehre zu bedanken, setzte selbiger folgende Zeilen auf, die er auch noch um halb zehn Uhr Abends überschickte:

Dem Cäsar dieser Zeit, im Siegen wie im Schreiben,

Ehrt längst das teutsche Musenchor;
 Sein eigener Werth hebt ihn empor,
 Wie könt ihr Pindus Ihm die Lorbern schuldig bleiben?
 Monarch, den deines Vaters Knecht
 Auch ungenant durch manches Lied erhoben,
 Ist Dir kein teutscher Reim zu schlecht,
 So wird er dich gewis bey später Nachwelt loben.
 Doch Helden pflanzen Lorberhaine:
 Der Dichter blöde Hand bricht Zweige für ihr Haupt;
 Dein siegreich Schwerdt ist längst umlaubt,
 Und dein Bewunderer bleibt

der Deine.

Gottschedt.

Man könte den Namen weglassen, und ich wolte wetten, es würde kein Kenner der Dichtkunst die handfeste Muse des Herrn Professors in diesen Zeilen verkennen. Der König verlies hierauf Leipzig und dessen Aferapol,
 und

und gieng nach Torgau; kam aber Mittwochs den 26ten October bereits wieder zurück. Noch denselben Tag erhielt der Professor Gottschedt Nachmittags um 3 Uhr abermal Befehl, Sr. Majestät aufzuwarten. Er gehorsamte, und der königliche Weltweise unterhielt sich eine ganze Stunde mit ihm von den freyen Künsten und schönen Wissenschaften; befahl ihm zugleich an, den folgenden Tag um eben diese Zeit wieder zu kommen, und etwas von der Arbeit seiner Frau mitzubringen. Herr Gottschedt erschien, und brachte eine Antwort auf das obengedachte Sinngedichte des Königs mit, die der Monarch vom Anfang bis zu Ende laut herlas; ob sie gleich einen ganzen Bogen, compres gedruckt, stark ist. Schwerlich würde ein österreichischer Wachmeisterlieutenant diese Gedult gehabt haben. Das Gespräch fiel diesmal vornehmlich auf die berühmtesten französischen Tragödienschreiber, und dauerte bis 8 Uhr, ohnerachtet die Armee denselben Tag bey Leipzig angekommen war, und der König während der Unterredung mehr als einmal hinausgieng, die nöthigen Ordres zu ertheilen. Die Lebhaftigkeit und Gegenwart des Geistes war bey diesem Monarchen außerordentlich, der bedenklichen Umstände ohnerachtet, worin er sich damals befand.

Er

Er wußte die Verdienste der vornehmsten Schriftsteller fast aller Nationen auf das genaueste zu bestimmen; er kannte den Werth eines Aristoteles, Descartes, Malebranche, Locke, Leibniz und Wolf, eines Bünau, Bar und Masow eines Cicero, Mosheim, Reinbeck und Quandt, eines Virgil, Horaz, Corneille, Racine, Crebillon, Rousseau, Voltaire, Caniz und Pietsch. Kurz, er sprach von den Wissenschaften als ein Meister. Zum Beschluß las er dem leipzigschen Gelehrten noch eine französische Uebersetzung der 29ten Ode des Horaz im 3ten Buche vor; worin sonderlich die vier letzten Strophen merkwürdig sind: *Fortuna faevo laeta negotio Ludum insolentem ludere pertinax u. s. f.* Vielleicht ist dies eben dieselbe Ode, die in dem ersten Theil der poetischen Werke dieses Monarchen unter der Aufschrift an den Graf von Brühl, bekant ist. Die vier letzten Strophen des Horaz lauten daselbst so:

"lerne das unbeständige und flatterhafte
 "Glück kennen. Die treulose belustiget sich
 "an den grausamsten Unglücksfällen; sie hin-
 "tergehet den Weisen wie den Pöbel, und
 "spieler trokig mit der ganzen schwachen
 "Welt. Heute verbreitet sie über mein
 "Haupt alle ihre Günstbezeugungen, und
 "mor:

„morgen bereitet sie sich schon, sie einem an-
 dern zu ertheilen.

„Wird sie ihren seltsamen Unbestand bey
 mir aufhören lassen, so soll ihr mein Herz
 für das Gute danken, das sie mir erweisen
 wird. Will sie aber ihre Gunstbezeugun-
 gen an einem andern Ort austheilen; so
 gebe ich ihr ihre Geschenke ohne Verdrus,
 ohne Reue zurück. Völl von einer stärkern
 Tugend umarme ich die Armuth, wenn sie
 mir zum Heirathsgut nur Ehre und Tugend
 mitbringt.

Bisher hatten die Musen einige gnädige
 Blicke von dem königlichen Weltweisen er-
 halten; nunmehr verlangte auch Mars sein
 Opfer. Wem ist wohl die Schlacht bey
 Rossbach unbekant? Und die erfolgte acht Ta-
 ge hernach, der 5. November. Das über-
 legene Genie des Königs schlug hier 70000
 Franzosen und Reichstruppen mit ohngefähr
 20000 Mann, mit eben der Leichtigkeit, mit
 welcher er wenig Tage zuvor von den Wissen-
 schaften gesprochen und ein Sinngedichte ver-
 fertigt hatte. Die vereinigte Armee der
 Feinde war ihres Sieges so gewis und auf
 ihre Menge so stolz, daß ihre Feldherren auch
 höhnisch fragten: „ob man auch Ehre davon
 hat:

"hätte, mit einem so kleinen Haufen zu schlagen?" Ihr Plan war: die kleine preussische Armee in einem Triangel einzuschließen, ihr in die Flanke zu fallen, und mit gänzlicher Verhinderung der Retirade es dahin zu bringen, daß die preussische Armee niedergeschossen, oder der König in dieser Verlegenheit zu allem, was man ihm vorschreiben würde, gezwungen werde. Der Prinz von Soubise hatte so viel Vertrauen auf seine gerechte Sache, daß er auch wenige Stunden vor der Schlacht einen Courier nach Versailles schickte, und Sr. allerchristlichsten Majestät versichern lies, daß er bald die Ehre haben würde, den König von Preussen gefangen nach Paris zu liefern. Der Courier überbrachte diese Hoffnung eben, da der Hof bey Tafel saß, und die Herzogin von Orleans konnte nicht umhin, hierauf zur Antwort zu geben: Das wäre mir lieb; so wüßte ich doch, daß ich in meinem Leben einmal einen König zu sehen bekäme. Man kan sich leicht einbilden, was nach diesem schönen Versprechen es für einen Eindruck an dem Hofe des allerchristlichsten Königs gemacht haben müsse, als wenig Tage darauf ein anderer Courier eintraf, und die Nachricht von der Niederlage der Franzosen überbrachte. Der Prinz

Prinz von Soubise meldete solche selbst in folgendem Briefe an den König:

Sire!

„Ich schreibe Ew. Majestät in der größten Verzweiflung. Dero Armee ist völlig geslagen!

Der König begegnete inzwischen nach seinem erkochtenen Siege den gefangenen Officiers auf das leutseligste, und suchte ihnen ihr Schicksal zu erleichtern. Er sagte zu dem Marquis de Custine, indem er ihm seinen Degen wiedergab: *Je ne puis pas m' accoutumer à regarder les François comme ennemis.* Ich kan mich noch immer nicht gewöhnen, die Franzosen für Feinde zu halten. In einem Dorfe fand der König nach der Schlacht einen französischen Officier, der an den Kinderblattern krank lag, und sich sogleich zum Kriegsgefangenen unterwarf. Allein der König besaß zu viel Mitleiden und Grosmuth, als daß er ihn in diesen Umständen dafür erkennen sollte. Er gab zur Antwort: Ich mache keine Gefangene, als vor der Spitze des Degens. In Mersburg besuchte der Monarch den 9ten Novemder die verwundeten Generals und Officiers, so auf dem dortigen Schlosse verpflegt

wurden. Unter andern widerfuhr diese Ehre auch einem schwer verwundeten Marquis, der auch hernach an seinen Wunden starb. Betrost, Herr Marquis! redete ihn der Monarch an, die heftigsten Schmerzen wahren am kürzesten. "O, Sire! rufte hierauf der Marquis aus, "wie weit übertreffen sie den Alexander! Jener marterte seine Gefangenen zu Tode, aber Sie gießen Del in ihre Wunden."

Weil ich mich hier in keine weiltläufige Beschreibung dieser Schlacht einlassen kan, so will ich statt deren die Nachricht mittheilen, die der wienerische Hof von dieser Begebenheit bekant machen lies, und in einer Sammlung von Tischreden eine vorzügliche Stelle verdienet. "Der Prinz von Soubise, heist es daselbst, und der Prinz von Sildburghausen, griffen den König von Preussen den 7ten November tapfer an; aber die Nacht übereilte sie, ehe sie mit ihm fertig werden konten. Sie hielten also für gut, zurücke zu gehen, und thaten es auch ohne erheblichen Verlust und ohne verfolgt zu werden. Sie passirten die Unstrut, und zogen sich durch Thüringen zurück, um die hinter ihnen liegenden Reichslande wider die gewaltsamen Einfälle dieses Königs zu

"de:

"decken." Die Berichte und Schreiben einzelner Personen, die bey diesem Vorfalle gegenwärtig gewesen waren, lauteten etwas weniger nachlässig. Ich kan nicht umhin, bey dieser Gelegenheit einer Prophezeiung zu gedenken, die nur allzusehr eingetroffen ist. Als die französische Armee unter Anführung des Prinzen Soubise über den Rhein gieng, nahm sie verschiedene Schweizerregimenter mit, die aber sehr ungerne wider die Deutschen fechten wolten. Unter andern widersetzte sich der Oberste Lochmann mit vieler Freimüthigkeit. Der Prinz von Soubise wurde ungehalten über den Obersten und fragte ihn: "Wozu sind denn die Schweizer nütze?" Der Oberste versetzte geschwind: "Ihren Abzug zu bedecken, gnädiger Herr! wenn sie sich etwa zurückziehen solten." Diese Weissagung stund dem Prinzen nicht an, und der Oberste ward in Verhaft genommen.

Unter andern waren nach dieser Schlacht auch zwey französische Proviantofficiers von den preussischen Husaren gefangen worden. Ihre Befreyung zu erhalten, überreichten sie dem Könige folgendes Gedicht:

Deux François, Commis au Fourage,
 Vous le savez, sont Vos captifs,

D 2

Et

Et de Vos Housards trop actifs,
 Ont essuyé l' affreux pillage.
 Ah! plaîse à Votre Majesté
 De nous rendre la liberté,
 Certes, Grand Roi, pour Votre Gloire,
 De tels captifs sont des Zeros;
 Mais en signant leur Demissioire,
 Vous graverez dans leur Mémoire,
 Qu' en tout *Frederic* est un Heros.

Zween französische Fourageschreiber sind,
 wie Ew. Majestät wissen, dero Gefangene,
 und haben von ihren allzugeschäftigen Hü-
 saren eine erschreckliche Plünderung erlitten.
 Ach, möchte es Ew. Majestät gefallen, uns
 die Freyheit wieder zu geben. Gewiß, groß-
 ser König; für dero Ruhm sind solche Ge-
 fangene nur Nullen; wenn sie aber ihre Er-
 lassung unterzeichnen, so werden sie deren
 Andenken einprägen, daß Friedrich in al-
 lem ein Held ist.

Der König gieng nach diesem Siege dem
 Bedrängten Schlesien zu Hülfe. Unterweges
 Fam eine Hiobspost nach der andern an. Zu
 Grossenhain vernahm er die Uebergabe der
 Festung Sweidnitz, zu Raumburg an der
 Queiß die verlorhrne Schlacht bey Breslau,
 bald hernach den Rückzug der beverschen Ar-
 mee

mee über die Oder, die Gefangenschaft des Herzogs, und die Uebergabe der Stadt Breslau.

Eine dieser traurigen Nachrichten wäre schon allein im Stande gewesen, die größte Standhaftigkeit zu ermüden. Nur König Friedrichs Seele ward dadurch nicht erschüttert. Sie strahlte wie eine helle Sonne durch alle trübe Wolken hindurch, machte Pläne, und führte sie mit der größten Gegenwart des Geistes aus. Er zog die wenigen Trümmern der beverschen Armee an sich, die von 20000 auf 6000 Mann geschmolzen war. Er führte seine Truppen wider die Feinde, und redete seinen Generalen zu, "jetzt ihren Muth und Eifer zu zeigen. Jetzt sey es Zeit, jetzt erfordere es die Noth, unerschrocken für das Vaterland zu sechten." Es war keiner, der nicht verlangte, wider seinen Feind angeführt zu werden. Sie zeigten ihre Tapferkeit in der Schlacht bey Lissa den 5ten Decembr. wirklich, und eine Wachtparade von 36000 Mann schlug ein Heer von 80000, und nahm an die 40000 Mann nach und nach gefangen. Der König drückt sich von dieser Schlacht und ihren Folgen in einem Schreiben an die Kaiserin Königin so aus: Sie hatten zwar einige Vortheile in

Schlesien, aber diese Ehre war nicht von langer Dauer, und die letzte Schlacht ist mir des vielen dabey vergossnen Bluts wegen noch erschrecklich. Ich habe mir meinen Vortheil zu Nutz gemacht, und Breslau wieder eingenommen, wobey ich eine Menge von Gefangenen, und noch dazu von einem sehr hohen Range, gemacht habe. Bey Liegnitz habe ich gezeigt, daß ich kein solcher Tyrann bin, für den man mich ausgiebt, und ich hoffe, Schweidnitz auch wieder in meine Gewalt zu bekommen, so daß ich im Stande seyn werde, wieder in Böhmen und Mähren einzurücken.

Der König hielt sein Wort richtig; er eroberte Schweidnitz mit geringem Verlust, fiel in Mähren ein, und belagerte Olmütz. Diese Unternehmung ward auf das geheimste geführt. Der König verbot gleich nach der Einrückung in Mähren allen Briefwechsel von Neuigkeiten auf sechs Wochen. Er selbst gab in seinen Briefen seinen Soldaten ein Beyspiel von der ihnen befohlnen Verschwiegenheit. Er schloß unter andern einen Brief an den Marquis d'Argens so: Ich wolte euch gern etwas neues schreiben, mein lieber Marquis; es ist aber auf das
schärf-

schärfste verboten, in sechs Wochen nicht das geringste von der Armee zu schreiben. Ein anderer seiner Favoriten bekam auf die Zumuthung, ihm doch etwas neues zu melden, zur Antwort: Christum lieb haben, ist besser denn alles wissen.

Jederman weiß, was den König zur Aufhebung dieser Belagerung gezwungen. Seine Erblande erforderten seinen Beistand wider die Russen, die allenthalben traurige Fußtapfen ihrer Gegegenwart zurück ließen. Der König schlug sie bey Zornsdorf, und rächete durch die Niederlage, die sie an diesem Tage erlitten, die Grausamkeit, die sie an der Stadt Küstrin ausgeübet hatten.

Von dieser Zeit an war das Kriegsglück abwechselnd, und die Göttin des Sieges schmeichelte bald unsren, bald unsrer Feinde Fahnen, bis um die Mitte des 1760ten Jahres, da sie uns gänzlich treulos zu werden schien. Gewiß vor der Schlacht bey Liegnitz sahe es mit uns und unsrer gerechten Sache ziemlich bedenklich aus. Aber unsre Feinde hatten vergessen, daß wir in dergleichen Umständen gerade am unüberwindlichsten sind; Rosbach und Lissa hätten sie indeß daran erinnern sollen. In der Schlacht bey Liegnitz,

wo Se. Excellenz, der Herr General von Laudohn die Ehre hatte, von uns geschlagen zu werden, söchten unsre Soldaten mit solchem Muth und mit solcher Gegenwart des Geistes, daß auch der König nicht umhin konnte, seinen Gefallen darüber mit den Worten an den Tag zu legen: Nun sehe ich einmal wieder die alten Preussen sechten.

Damit indessen der Herr General Daun über die, seinem Herrn Collegen, dem Herrn General Laudohn erwiesene Gefälligkeit nicht eifersüchtig werden möchte, so befand es der König für gut, nicht lange hernach, bey Torgau auch ihn zu schlagen. Ein berühmter Dichter hat diesen Sieg durch eine Ode an den Fabius verewiget, die zu schön ist, als daß ich sie hier nicht mit einrücken sollte.

Ode
an den Fabius,

Horat.

Quae juga Dauniaë
Non decolorauere caedes?

O Fabius, nereut dich nach drey Jahren
Dein glückliches Verziehn?
Wo waren deine Felsen? waren
Die Felsen nicht mehr steil für ihn?

Herr

Bergiffest du, wie man bey Nacht dem Sieger
In müde Lager streift?
Und wie man eine Hand voll Krieger
Mit einem Ocean ersäufet?

Und wie man hundsverwandte Nationen
Bequem zur Schlachtbank schiebet,
Indessen man, sein Heer zu schonen,
Von sicherer Höh weit um sich blicket?

Wer nimt sich nun der Diener armer Staaten,
Der hohen Bassen an,
Und straft den stolzen Potentaten,
Der selbst regieren will und kan?

Wer rächt die Feldherrn, die nach Ehre dürsten,
Nach Beute lüftern sind,
In diejem wunderbaren Fürsten,
Der seine Schlachten selbst gewint?

Und, ach! wer rächt die Junke der schönen Geister,
Nun du geschlagen bist,
In einem Könige, der Meister,
In allen ihren Künften ist?

Weh deinem Pontifex, der stets die Laien
Mit Wundern hintergeht!
Er kan ja keinen Degen weihen,
Der wider Pallas Helm besteht.

D 5

Ich

Ich erinnere mich bey Gelegenheit dieser Ode an ein andres vortrefliches Gedicht, welches bey Gelegenheit der Befreyung der Stadt Colberg zum Vorschein kam. Der Verfasser desselben hat eine Ewigkeit verdient, wenn er gleich nichts als diese Ode gemacht hätte. Warum haben die Oesterreicher nicht solche vortrefliche Helden, als die Preussen? :: Weil sie keine so schönen Dichter haben, deren unsterblichen Gesänge sie nach grossen Thaten lüsteren machen. :: Oder warum haben die Oesterreicher keine so schönen Dichter als die Preussen? :: Weil sie keine so vortrefliche Helden zeugen, deren grosse Thaten sie begeistern und ihre Saitenstimmen. Hier ist das Gedicht.

Lied

Der Nymphe Persanteis *)

Colberg den 24. Sept.
1760.

Er siegt, mein Perseus siegt! :: Ihr Freudenmäher
Erstickt nicht meinen Lobgesang! ::
O Fluthen meines Stroms, erzählt in allen Meeren
Des Drachen Untergang.

Hier, wo der Welt mein Colberg zu verschonen,
Mit Dünen sein Gestad umzieht,

Esß

*) Der Fluß, woran Colberg liegt heist die Persante.

Saß ich und sang entzückt den horchenden Tritonen
Von meinem Freund ein Lied.

„Er schlug das Raubthier jängst, das der beschnitt
„Niphäus auf mich ausgespien,
„Als ich verlassen von den Göttern, seine Beute,
„Umwiederbringlich schien.“

Ich sang; als ich urplötzlich einen Drachen
Aus blauer Tiefe steigen sah
Mit funkig aufgerissnen, feuerpeindnen Rachen:
Ohnmächtig lag ich da.

Mein Perseus flog in diesem Augenblicke
Herab von seiner Warte, schwang
Sein glorreich Eisen, hielt den Tod im Meer zurück
Drenmahl neun Tage lang.

Ha, welche Flammenströme schos die Hyder
Nach seinem Leben? : : Endlich fand
Mein Flehn der Götter Ohr, und Waffen fielen nieder.
Da wo mein Gastfreund stand.

So bald ihm Platons Helm das Haupt verhüllte,
Ihn Hermes Flügel trug, der Speer
Der schrecklichen Minerva seine Rechte füllte,
Stürzt er die Pest ins Meer!

Von meinen Lippen soll sein Lob erschallen;
Ich ferre dankbar meinen Held,
So lang in dieses Hafens Arme Segel wallen
Vom Ostwind aufgeschwellt.

Im

Ich selbst will ich, wenn er den Strand begrüßet,
Auf seine Wege Kalmus streun
Und Muscheln; denn mein Fluß ist arm, ein Ambr
fließet,
Kein Goldsand rollt hinein.

Und du, mein Harde, der du vor den Thoren,
Von deiner mütterlichen Stadt
Einst Lieder lalletest, wenn sie, die dich geboren,
Noch deine Liebe hat:

So singe meinen Liebling, meinen Retter:
In jene Laute, die du jüngst
Besaitet hast, in welche du den Kampf der Götter,
Mit den Titanen singst.

Der Sieg bey Zorgau machte uns ruhige
Quartiere und erhielt uns in dem Besiz von
Sachsen. Beydes würden wir sonst wohl
schwerlich gehabt haben. Der König hielt
sich die größte Zeit des Winters über in Leip-
zig auf und beschäftigte sich wiederum zuwei-
len mit den Musen. Nur war er in der
Wahl ihrer Lieblinge diesmahl glücklicher,
als vor der Schlacht bey Rosbach. Der
Herr Professor Gellert hatte diesmahl die
Ehre, sich mit ihm zu unterhalten. In der
Mitte des Decembers lies ihn der König zu
sich rufen und unterredete sich einmahl von 4
Uhr bis gegen 6 mit ihm von den schönen
Wiss

Wissenschaften, der Litteratur und der Methode, womit er seine Hypochondrie curiret hatte und mit der Herr Prof. Gellert die seinige auch curiren sollte.

Das Gespräch war ohngefähr so:

Der König. Ist er der Professor Gellert?

Gellert. Ja, Ihre Majestät.

Der König. Der Englische Gesandte hat mir viel guts von ihm gesagt. Wo ist er her?

Gellert. Von Hänichen bey Frenberg.

Der König. Hat er nicht noch einen Bruder in Frenberg?

Gellert. Ja, Ihre Majestät.

Der König. Sage er mir doch, warum wir keine guten teutschen Schriftsteller haben?

Der Major Quintus Scilius. Ihre Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben, und den teutschen La Fontaine nennen.

Der König. Das ist viel. Hat er den La Fontaine gelesen?

Gellert. Ja Ihre Majestät, aber nicht nachgeahmet. Ich bin ein Original.

Der König. Gut, das ist einer, aber warum haben wir denn nicht mehr gute Auctores?

Gellert. Ihre Majestät sind einmal gegen die Teutschen eingenommen, —

Der

Der König. Nein, das kan ich nicht sagen, —

Gellert. Wenigstens gegen die teutschen Schriftsteller.

Der König. Das ist wahr. Warum haben wir keine guten Geschichtschreiber?

Gellert. Es fehlet uns auch daran nicht. Wir haben einen Mascov, einen Cramer, den den Bossuet fortgesetzt hat.

Der König. Wie ist das möglich, daß ein Teutscher den Bossuet fortgesetzt hat?

Gellert. Ja, und glücklich; einer von Jeho Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben der Beredsamkeit und mit mehrerer historischen Richtigkeit fortgesetzt hat.

Der König. Hat es der Mann auch verstanden?

Gellert. Die Welt glaubts.

Der König. Aber warum macht sich keiner an den Tacitum, den solte man gut übersehen?

Gellert. Tacitus ist schwer zu übersehen, und wir haben auch schlechte französische Uebersetzungen von ihm.

Der König. Da hat er recht.

Gellert. Und überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Teutschen noch nicht in allen Arten guter Schriften

ten sich hervor gethan haben; da die Künste und Wissenschaften bey den Griechen blüheten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Seculum der Teutschen. Vielleicht hat es ihnen auch an Augusten und Louis XIV gefehlet.

Der König. Er hat ja zwey Auguste in Sachsen gehabt.

Gellert. Wir haben auch in Sachsen einen guten Anfang gemacht.

Der König. Wie, will er denn einen August in ganz Teutschland haben?

Gellert. Das eben nicht; ich wünsche nur, daß ein jeder Herr in seinen Landen die guten Genies aufmunterte.

Der König. Ist er gar nicht aus Sachsen wegkommen?

Gellert. Ich bin einmal in Berlin gewesen.

Der König. Er sollte reisen.

Gellert. Ihre Majestät, dazu fehlt mir Gesundheit und Vermögen.

Der König. Was hat er denn für eine Krankheit? etwa die gelehrte?

Gellert. Weil sie Ihre Majestät selbst so nennen, so mag sie so heißen, in meinem Munde würde es zu stolz geklungen haben.

Der König. Ich habe sie auch gehabt, ich will ihn curiren. Er mus sich Bewegung

machen, alle Tage ausreiten, und alle Woche Rhabarbar nehmen.

Gellert. Diese Cur möchte wohl eine neue Krankheit für mich seyn. Wenn das Pferd gesünder wäre, als ich, so würde ich solches nicht reiten können, und wäre es eben so krank, so würde ich auch nicht fort kommen.

Der König. So muß er fahren.

Gellert. Dazu fehlt mir das Vermögen.

Der König. Ja, das ist wohl wahr, das fehlet immer den Gelehrten in Deutschland. Es sind wohl jezo böse Zeiten!

Gellert. Ja wohl, und wenn nur Ihre Majestät Deutschland den Frieden geben wolten.

Der König. Wie kan ich denn? hat er es denn nicht gehöret, es sind ja dreye wider mich.

Gellert. Ich bekümmere mich mehr um die alte als neue Geschichte.

Der König. Was mehnet er, wer ist schöner in der Epope'e, Homer oder Virgil?

Gellert. Homer scheint wohl den Vorzug zu verdienen, weil er das Original ist.

Der König. Aber Virgil ist viel polirter.

Gellert. Wir sind zu weit vom Homer entfernt, als daß wir von seiner Sprache und Sitten richtig genug solten urtheilen können,
ich

ich traue darin dem Quintilian, welcher Homero den Vorzug giebt.

Der König. Man muß aber auch nicht ein Slave von den Urtheilen der Alten seyn.

Gellert. Das bin ich nicht. Ich folge ihnen nur alsdann, wenn ich wegen der Entfernung nicht selbst urtheilen kan.

Der Major Quintus Terentius. Er hat auch deutsche Briefe herausgegeben.

Der König. So, hat er denn auch wider den Stylum Curiae geschrieben?

Gellert. Ach ja! Ihre Majestät.

Der König. Aber warum wird das nicht anders? Es ist was vertheufeltes, sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon.

Gellert. Wenn es Ihre Majestät nicht ändern können, so kan ich es noch weniger. Ich kan nur rathen, wo Sie befehlen —

Der König. Kan er keine von seinen Fabeln auswendig?

Gellert. Ich zweifle. Mein Gedächtniß ist mir sehr ungetreu.

Der König. Besinne er sich, ich will unter dessen herum gehen — Nun hat er eine?

Gellert. Ja, Ihre Majestät.

Ein kluger Mahler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,

Als weil er Ehre suchte, mahlte,
 Lies einem Kenner einst den Mars im Bilde sehn,
 Und bat sich seine Meynung aus.
 Der Kenner sagt ihm frey heraus,
 Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wolte,
 Und daß es, um recht schön zu seyn,
 Weit minder Kunst verrathen solte.
 Der Mahler wandte vieles ein:
 Der Kenner switt mit ihm aus Gründen,
 Und font ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein,
 Und nahm das Bild in Augensein.
 O, rief er bey dem ersten Blicke.
 Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
 Ach welcher Zus! O wie geschickt
 Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
 Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
 Wie viele Kunst, wie viele Pracht
 Ist in dem Helm und in dem Schilde,
 Und in der Rüstung angebracht!

Der Mahler ward beschämt gerühret.
 Und sah den Kenner kläglich an.
 Nun, sprach er, bin ich überführet;
 Ihr habt mir nicht zu viel gethan.
 Der junge Geck war kaum hinaus,
 So strich er seinen Kriegsgott aus.

Der König. Und die Moral?
 Gellert. Gleich, Ihre Majestät!

Wenn

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt;
 So ist es schon ein böses Zeichen.
 Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält,
 So ist es Zeit sie anzustreichen.

Der König. Das ist schön, recht schön;
 er hat so was galantes in seinem Wesen.
 Das verstehe ich alles. Da hat mir aber
 Gottschedt eine Uebersetzung der Iphigenia
 vorgelesen, ich habe das französische dabey
 gehabt, und kein Wort verstanden. Er hat
 mir noch einen Poeten den Pietsch gebracht,
 den habe ich weggeworfen.

Gellert. Den werfe ich auch weg, Ihre
 Majestät.

Der König. Nein, wenn ich hier bleibe,
 so muß er öfter wieder kommen, und seine Fa-
 beln mitbringen, und mir daraus vorlesen.

Gellert. Ich weis nicht, ob ich ganz gut
 lese, ich habe so einen singenden gebürgischen
 Ton.

Der König. Ja, so wie die Schlesi-er;
 nein, er muß seine Fabeln selbst lesen, sie ver-
 lieren sonst ihre Anmuth — Nun komme
 er bald wieder.

Dies ist die Unterredung, die der Welt-
 weise von Sans-Souci damals mit dem Fa-
 beldichter Deutschlands hatte. Als er sich
 beurlaubt hatte, lies sich der König gegen den
 Major Quintus Icilius, der ihn vorgestellt

und eingeführet hatte, mit den Worten heraus: Das ist ein ganz anderer Mann als Gottschedt. Ja noch den andern Tag bey der Tafel sagte der König von ihm: Er ist der vernünftigste unter allen deutschen Gelehrten.

Man erlaube mir, daß ich meine Tischreden mit diesem Gespräch beschliessen darf. Wie leicht wäre es nicht, solche bis auf etliche Alphabete anwachsen zu lassen. Denn jedes Wort aus dem Munde dieses Weltweisen ist werth, der Vergessenheit entrissen zu werden. Doch wie gesagt, diese Blätter solten nur eine Probe seyn, und dazu sind sie lang genug. Möchte nur der erzürnte Himmel Europa den Frieden wieder schenken! Könnte Friedrich nur das Schwert, das er gezwungen führet, wieder in seine Scheide stecken, und mit Sieg umkränzt zu Sans-Souci in den Armen der Ruhe die Lorbeerbäume des Apollo benetzen, und in dem Schoose der Weltweisheit die ganze Unnehmlichkeit des Friedens fühlen! Doch Friedrich streidet für die Nachwelt. Um ihres Besten willen opfert er seine Ruhe, seine Bequemlichkeit, seine Kräfte grossmüthig auf; und ist die jezige Welt gleich grossen Theils zu undankbar, es zu erkennen, oder zu blind es erkennen zu können, so wird die künftige gewis erkenntlicher seyn. Die wird sein Bild
mit

mit immer grünen Lorbeeren schmücken, es dankbar küssen und ausrufen: "Dies ist der Erretter unserer Freiheit! Er gründete uns're Wohlfahrt! Ruhe sanft, großmüthige Asche! Jahrhunderte von Jahrhunderten werden dein Lob an allen vier Enden der Erde wiedertönen lassen!"

Nur Seelen, die von Neid und Leidenschaft ganz durchdrungen sind, können König Friedrich für den Anführer eines Kriegs halten, der Deutschland nun schon fünf Jahr mit blutigen Fußstapfen durchwandelt. Es gehöret nur eine mäßige Kenntnis der Geschichte dazu, ihn von diesem verhassten Vorwurf frey zu sprechen. Aber oft haben die Züge der Dichtkunst, eine lehrreiche Fabel, mehr Eindruck auf ein von Vorurtheilen umnebeltes Herz, als die allerschärfste Demonstration. Komt her, ihr meine Zeitgenossen, die ihr so undankbar von dem philosophischen Held aus Sans-Souci urtheilet! komt her, leset und urtheilet!

Preuß und Thray

eine Erzählung.

Der weise Preuß und Thray, unlängst erlauchte Feinde,
Die wurden nach dem Kampf durch Bünd veröhnte
Freunde.

Die Nachbarschaft zum Neberfluß
Besiegelt diesen Friedensschluß;

Sie drohte mit dem Schwert zu rächen,
Wenn einer diesen Bund wolt als Aggressor brechen.
Pruß, der, nach deutscher Art, auf Treu und Glauben
hält,

Baut ruhig sein ererbt und sein erworbnes Feld,
Jedoch wie jener auch, den Degen an der Seiten;
Dies ist die Mode unsrer Zeiten.

Thrax aber dreht und sträubet sich,
Die Neue quält ihn sichtbarlich.

Des vorgeh eingedenk, noch furchtsam anzugreifen,
Begnügt er sich, heimlich den Pruß zu kneifen;
Verweilte Hülfe mehrt nur seine Ungedult.

Pruß hatte hier und da — Pruß hat an allem Schuld.

Schon schärft Thrax öffentlich die Waffen,

Schon legt er sein Geschos an Brust und Kinback an,

So, daß er seinen Feind recht auf das Korn gewann.

Hier steht Pruß auf, der noch nicht eingeschlafen,

Er greift aus Degenheft; halt, sagt er, guter Freund,

Zuviel, schon längst zuviel, sonst — oder ich werd müssen —

Thrax setzt die Büchse ab; "es ist nicht bds gemeint,

Ich wolte, Ta — ra — ra, ich wolte Schwalben schießen.

Doch kaum hat Pruß den Blick zur Seiten hingetragen

Wird das Gewehr auf ihn von neuem angeschlagen.

Pruß sagt: "ey, was ist das? Das Wesen duld ich nicht,

"Auf mich im Aufschlag fertig liegen?"

"Gieb mir zum wenigsten, so laß ich mich begnügen,

"Ein Wort, ein Ehrenwort!" Die Antwort ist Ha, ha!

Zwey Schritte rückt ihm Pruß schon näher ins Gesicht,

Zwey aber in Gefahr aus Noth gewagte Schritte,

"Ein Wort, ein letztes Wort; sprich Nein, sprich oder Ja"

Die Antwort heißt hum, hum; "Ein Thor, wenn ich es litte,"

Rurt Pruß und eilt auf ihn mit blossen Degen hin;

"Ich wart nicht bis ich todt, bis ich verwundet bin."

Der

Der Pöbel, Richter solcher Fälle,
 Sieht einen Friedensbruch, fragt, wer Aggressor war?
 Dort schreit aus vollem Hals des Thrax leibeigne Schaar,
 Pruz ist Aggressor sonnenhelle!
 Jedweder sieht, er that den ersten Schritt,
 Buchstäblich bringet dies das Wort Aggressor mit;
 Thrax nicht, wir sahn es ja er ging nicht von der Stelle.
 Doch mitten im Tumult erblickt ich einen Alten,
 Dem Schein nach hätt ich ihn für Grotius gehalten;
 Der schüttelt mit dem Kopf und zeigt mit der Hand,
 Sein ewig Völkerrecht, wo er das Blat gefalten:
 Schon steht es in dem Text *) noch schrieb er an den Rand:
 Wenn Gut und Blut im Mittel stehen,
 So gilt kein Wortspiel mehr, man muß auf Sachen
 sehen.

Ode
 an die preussische Armee.

Unüberwundnes Heer! mit dem Tod und Verderben
 In Legionen Feinde dringt,
 Um das der frohe Sieg die gländnen Flügel schwingt;
 O Heer! bereit zum siegen oder sterben.
 Sieh! Feinde deren Last die Hügel fast versinken,
 Den Erdkreis beben macht,
 Zieh'n gegendich, und drohn mit Qual und ewger Nacht;
 Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken.
 Der dürre schiele Neid treibt niederträchtge Schaaren
 Aus West und Süd heraus.
 Und Nordens Höhlen sperrn, so wie des Osts, Barbaren
 Und Ungeheur, dich zu verschlingen, aus.

So

*) Hugo Grotius sagt in seinem Natur- und
 Völkerrecht über Krieg und Frieden, B. 2. C.
 1. §. 2. Prima igitur causa iusti belli est ini-
 ria nondum facta, quae petit corpus aut rem.

So tobt ein Flammenmeer, das aus Desuven's Wunde
Sich donnernd in das Feld ergießt,
Mit dem Furcht und der Tod in Städt und Dörfer stießt;
Das Wasser sieht das Land, und Kocht auf heissem Grunde.

Verdopple deinen Muth, o Heer! der Feinde Fluthen
Hemmt Friedrich, und dein starker Arm,
Und die Gerechtigkeit verjagt den tollen Schwarm;
Sie blizt durch dich auf ihn, und seine Rücken bluten.

Die Luft wird deinen Ruhm zur späten Nachwelt wehen,
Die Klugen Enkel ehren dich,
Zieh dich den Römern vor, dem Cäsar Friedrich.
Und Böhmens Felsen sind dir ewige Tropheun.

Nur schone, wie bisher im Lauf von grossen Thaten,
Den Landmann, der dein Feind nicht ist!
Hilf seiner Noth, wenn du dazu vermögend bist!
Das Rauben überlaß den Feigen und Croaten.

Ich seh! ich sehe schon! freut euch, o Preussens
Freunde,

Die Lage deines Ruhms sich nah.
In Ungewittern zieht die Wilden stolz heran;
Doch Friedrich winket dir, wo sind sie nun, die Feinde?

Du eilest ihnen nach, und drückst in schweren Eisen
Den Tod tief ihren Schedeln ein,
Und kehrest voll Ruhm zurück, die Deinen zu erfreut,
Die jauchzend dich empfahn, und ihre Netter preisen.

Auch ich, ich werde noch, vergönn es mir, o Himmel!
Eüher vor wenig Helden ziehn,
Ich seh dich, stolzer Feind, den Kleinen Haufen ziehn,
Und sind Ehr oder Tod im rasenden Getümmel.



10
40

25
04
69
86
68
sen
23
22
46
71
54
88
51
95
31
60
24
29





no 78
PICA

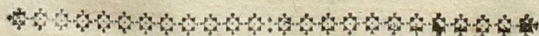
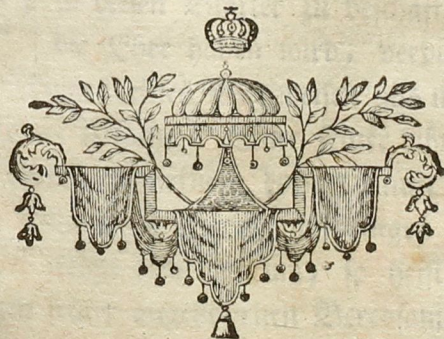


Tischreden
des
Weltweisen

(3)

zu

Sans = Souci.



1761.

x-rite

colorchecker CLASSIC

